

mit der Herstellung von Vierkantkrügen (eventuell auch Fensterscheiben) beschäftigt hat, was nicht ausschließt, dass sie auch andere Hohlgläser produziert hat. Er verweist auf die zwei steinernen, in Augst gefundenen Bodenplatten und die eine Seitenplatte (S. 118). In diesem Zusammenhang geht er auf die Herstellung dieser Krüge ein, die er an einer anschaulichen Abbildungsserie eines von Mark Taylor nachgeblasenen Kruges erläutert (S. 119 Abb. 131-136).

Auf der Basis der englischen Experimente versucht der Verfasser die Produktionsmenge einer Werkstatt pro Tag und pro Jahr zu umreißen, wobei er eine Inbetriebnahme der Öfen analog zu mittelalterlichen Gepflogenheiten von Frühjahr bis Herbst annimmt (S. 120), was der Rezensentin fraglich erscheint. Grundlage für die Berechnung seines Modells ist ferner die Annahme, dass zwei bis drei Arbeiter an einem Ofen tätig waren, und dass der Glasnachschub gewährleistet war. Die Berechnungen hinsichtlich einer Jahresproduktion erscheinen der Rezensentin doch sehr spekulativ, da wir weder über die Arbeitszeiten noch die Anzahl der einzuhaltenden Feiertage unterrichtet sind. Eine Beschränkung auf eine mögliche Tagesproduktion wäre in diesem Fall sinnvoller.

Im dritten Kapitel „Synthese“ (S. 123-131) bündelt der Verfasser die Ergebnisse der ersten beiden Teile, um eine Vorstellung von den betrieblichen Abläufen und der Organisation in einer Glaswerkstatt zu geben. Verschiedene Überlegungen hierzu hat der Verfasser bereits in den vorangegangenen Abschnitten vorgetragen. Rekonstruierte Arbeitsbilder an einem Wannenhafen- und Kühlöfen (Abb. 137-139) veranschaulichen die alltäglich anfallenden Tätigkeiten der Glasmacher und ihrer Gehilfen.

Zunächst hebt der Verfasser die periphere, flussnahe Lage der Werkstätten in der Unterstadt hervor, in deren Nähe auch eine Töpferei nachgewiesen ist. Sicherlich lagen die Glaswerkstätten in einem größeren Gewerbegebiet ähnlich wie in Trier, wo sich das Industrieviertel in der südwestlichen Ecke der Stadtmauer (und darüber hinaus) mit Töpfereien, Ziegeleien und Glaswerkstätten über mehrere *Insulae* erstreckte. Eine transportgünstige Lage für Zulieferung und Absatz der Waren war wichtig. Der Verfasser sieht die Errichtung der Werkstatt in Regio 17 B zu Beginn des 2. Jhs. in Zu-

sammenhang mit der Stadtentwicklung und dem Einsatz einer regen Bautätigkeit. „Bauglas“ (Fensterglas) war sicherlich gefragt. Da Glasöfen nach einer Schätzung von Mark Tylor und David Hill ca. sechs Jahre betrieben werden konnten, vermutet der Verfasser, dass die Öfen in der Werkstatt während der von ihm postulierten fünf Benutzungsphasen (vgl. hierzu S. 90 Abb. 100) ungefähr 25 Jahre in Betrieb war, also bis um die Mitte des 2. Jhs. Seine Darlegungen im Folgenden zum Personaleinsatz und den Arbeitszeiten sind rein spekulativ. Als Familienbetrieb war die Werkstatt sicherlich nicht geführt worden. Eine Auseinandersetzung mit römischen Arbeitsverträgen und Arbeitsrecht wäre hier angesagt (vgl. hierzu z. B. L. Schumacher, *Sklaverei in der Antike*, München 2001).

Möglicherweise hat die Werkstatt ihre Erzeugnisse nicht nur in der Stadt sondern auch im Umland abgesetzt. Welche Produkte die Werkstatt Regio 17 C mit nur einem Glasofen – ein Kühlöfen konnte nicht nachgewiesen werden – hergestellt hat, lässt sich nicht mehr feststellen. Abschließend schildert der Verfasser aufgrund experimenteller Erfahrungen von Taylor und Hill einen möglichen Tagesablauf in einer Werkstatt.

Der Band ist übersichtlich gegliedert. Beschreibungen der Befunde, Funde und Interpretationen derselben werden getrennt gegeben; Katalogteile, Übersichtstabellen sowie Zusammenfassungen jeweils am Ende eines Kapitels oder Abschnitts ermöglichen eine schnelle Orientierung sowie Zugriff auf die gewünschten Informationen. Die hervorragenden farbigen Abbildungen waren der Rezensentin bei Vergleichen mit Trierer Fundstücken überaus hilfreich. Dem Nicht-Fachmann wird die Einarbeitung in die Materie durch Erklärungen und begriffliche Erläuterungen leicht gemacht. Der Verfasser war bestrebt, alle möglichen Aspekte anzusprechen und ausführlich darzulegen, die in einer Glasmacherwerkstatt bei der alltäglichen Arbeit zu erwarten sind. Es ist zu hoffen, dass die gut strukturierte und ausführliche Publikation der Anregung dient, andere bisher bekanntgewordene Glaswerkstätten in ähnlicher Weise vorzulegen.

#### Abbildungsnachweis

Abb. 1 Th. Zühmer, RLM Trier.

Karin Goethert, Trier

Philipp v. Rummel, **Habitus barbarus**. Kleidung und Repräsentation spätantiker Eliten im 4. und 5. Jahrhundert. Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde 55 (Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2007). 481 S. ISBN 978-3-11-019150-9. Gebunden, € 120,00.

Philipp v. Rummels Dissertation gehört zu einer Reihe von kulturwissenschaftlichen Arbeiten, die sich in jüngerer Zeit mit Fragen der Gruppenidentitäten, des Status und seiner Außenkommunikation sowie Eliten im frühmittelalterlichen Europa beschäftigt haben. Die Arbeit kann als Teil des sogenannten „performa-

tive turn“ (D. Bachmann-Medick, *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2006, 104-143) verstanden werden, denn das Werk verfolgt vor allem Fragen der aktiven Repräsentationskultur als Verständniskategorie für die Einzelfund- und Befundanalyse archäologischer Erscheinungen; hier Kleidung in all ihren Dimensionen von der chorologischen Analyse der Einzeltypen bis hin zur strukturellen Einbindung in archäologisch überlieferten Befunden (Trachtlagen, Grabsitten). Neben dem Einleitungs- und Fragestellungskapitel sowie dem zusammenfassenden Schlusskapitel (Kap. 9) erarbeitet der Autor seine Überlegungen in sieben Hauptkapiteln: Erkennen und Deuten „fremder“ Kleidung auf dem Gebiet des westlichen Römischen Reiches: Forschungs- und Interpretationsgeschichte (Kap. 2); Barbaren und Römer in spätantiken Schriftquellen (Kap. 3); *Habitus romanus*: Kleidung als Ausdruckform des römischen Ideals (Kap. 4); *Habitus barbarus*: „Fremdes“ Äußeres in spätantiken Schriftquellen (Kap. 5); Bilddarstellungen und der *habitus barbarus* (Kap. 6); Bodenfunde und der *habitus barbarus* (Kap. 7); Der *habitus barbarus* zwischen Propaganda und Realität (Kap. 8).

Wie auch bei anderen Studien der „Freiburger Schule“ ist es ein wesentliches Anliegen, traditionelle Interpretationen archäologischer Befunde, vor allem der Beigaben- und Trachtsitte, von denen man annimmt, deren Deutungen seien oftmals zu unreflektiert und zu sehr einer historischen Heuristik, die in nationalen Kategorien denkt und argumentiert, verpflichtet, zu ersetzen, bzw. fundamental zu erweitern. Es ist in diesem Zusammenhang positiv zu vermerken, dass der Autor den eigenen analytischen Ansatz insofern zur Disposition stellt, als er um die Zeitbedingtheit der eigenen Theorieepoche weiß (S. 16). Denn auch v. Rummels kategoriale Begrifflichkeit, die das Denken des Forschers (und Lesers) wesentlich mitbestimmt, ist durchaus vor dem Hintergrund gegenwärtiger Bildungs- und Integrationspolitikdebatten zu sehen, die zumindest unbewusst in die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Fremd- und Andersartigkeit des Untersuchungsobjektes, sowohl bezüglich des modernen Bearbeiters, als auch, bezüglich der Beschreibung und Bewertung durch die römische intellektuelle Elite, einfließen. Dementsprechend kann der Autor zusammenfassend feststellen: „Traditionell mit hoher symbolischer Bedeutung aufgeladen, erlaubt die Kleidung, einen der wichtigsten, die Spätantike charakterisierenden Konflikte in Bilder zu fassen: die Ablösung der traditionell zivilen, städtischen und senatorischen Eliten durch *homines novi*, deren Macht meist militärischer Art war. Ihre Kleidung war „unrömisch“ in dem Sinn, dass sie nicht der Repräsentationskultur der traditionellen senatorischen Elite entsprach, die den *habitus romanus* für sich beanspruchte. Der *habitus barbarus*, so das Ergebnis dieser Arbeit, war die äußere Erscheinung ihrer

Gegner“ (S. 406). Die Verwendung des an Arbeiten von Pierre Bourdieu orientierten *habitus*-Begriffes (S. 1-2) ist freilich insofern damit selbst bereits terminologisch ein „modernes“ Konstrukt, als beispielsweise bezogen auf „Tracht“ und „Bekleidung“ im Frühen Mittelalter Isidor v. Sevilla, *Etymologiae* XIX 22, 3 entsprechend antiker definitorischer Kategorienlehre die Begriffe *vestitus*, *cultus* und *habitus* in eine hierarchische Ordnung gebracht hatte: *Discernitur autem vestitus a cultu, quoniam latius intellegitur cultus. Item cultus ab habitu; nam habitus ad naturam pertinet, cultus ad homines*. Hier dürfte *habitus* etwas anderes meinen als es Rummels Begriffsumfang nahelegt, da *vestitus* intensiv in *cultus* enthalten ist. Inhaltlich ist aber die militärische Konnotation für v. Rummel die entscheidende (z. B. S. 393). Daraus folgt die notwendige Verortung der Frauenbestattungen in ein ebenfalls militärisch/barbarisch geprägtes Milieu, was vor allem für „Vandalinnen“ in Nordafrika oder „Ostgotinnen“ in Italien gelte (S. 394-400). Die Überlegungen v. Rummels zur Rolle und Status der „Frau“ im Mediterraneum und Circummediterraneum hängen dabei aufs Engste mit der möglichen „Barbarisierung“ der Beigabensitte zusammen, die ja erst die Überlieferungswahrscheinlichkeit von Einzelobjekten und ihren Zusammenstellungsmustern bedingt. Es ist denkbar, dass sich hier Vertreterinnen der indigenen Elite anpassten. Sie orientierten sich dann in der Auswahl der innerhalb des Reiches hergestellten Fibeln, Gürtel usw. am lokalen Gütermarkt, im Design an ostgermanischem Geschmack. In ihrer Beigabensitte hätten sie dann jedoch entsprechend Georg Kossacks Prunkgräbertheorie quasi als Teile der sozialen Peripherie auf das gesellschaftliche, kulturelle und politische Zentrum reagiert, wie dies als Verhaltensuniversalie für verschiedene Epochen zumindest der eurasischen Vor- und Frühgeschichte immer wieder behauptet wird. Einer auch intellektuellen Abgrenzung durch die alten römischen Eliten entspricht dann eine Selbstabgrenzung der neuen bis hin zur Preisgabe überkommener christlicher Funeralriten und Anpassung an fremde Bräuche der politischen Machthaber in einem entscheidenden Bereich menschlicher Kultur. Gerade das vandalische Nordafrika zeigt sich hier aber in der kulturellen Einbindung einer neuen Sitte im Tode generell sehr zurückhaltend, obgleich es im Leben nach dem Bericht Viktors von Vita (S. 183-191) eine spezifische Kleidung der Bediensteten am vandalischen Hof gegeben haben soll. Man mag dies wie der Autor auf einen sozial eng umgrenzten Bereich einschränken, zudem den negativ gewerteten „militärischen“ Aspekt mit seiner zusätzlichen Gleichsetzung Barbar - Feind als Gegenargument gegen die Berechtigung einer ethnischen Deutung werten, doch bleibt das Faktum einer genuin nicht einheimischen Tracht bestehen. Freilich kann dies der Einzelträger in der Spätantike nicht mehr unbedingt als Kennzeichen seiner biologisch-ethnischen

Identität aufgefasst haben, sondern er konnte je nach Tätigkeit praktischen Überlegungen in der Wahl seiner Kleidung folgen, die dann unter Umständen auch auf eine längere Tradition bei weiter zurückliegender Übernahme aus dem Barbaricum zurückblickte, worauf der Autor bei der Diskussion des Mosaiks von Bordj-Djedid verwiesen hat (S. 231-244). Dies zeigt aber, dass nicht alle Kleidung unter der modernen Perspektive der „Repräsentanz“ im ethnischen oder sozialen Rahmen zu fassen ist. Mit v. Rummel darf dies bei den schriftlichen Quellen in der Regel vorausgesetzt werden, wenngleich der Rezensent Bedenken hat, nur die verzerrend-diffamierende Wirklichkeitswahrnehmung mediterran-antiker Eliten bezüglich „nicht römischer“ Gruppen zu betonen (resümierend S. 381-386). Hier vermisst der Rezensent eine Betrachtung über das Phänomen der historischen Wirklichkeit im Hinblick sowohl auf die antiken Rezipienten fremder Völker und Kulturen, als auch auf die Aussagen moderner Bearbeiter.

Die Feststellung antiker Barbarentopik, die sich gerade im Kleidungswesen äußert und verschiedene Gattungen umfasst (S. 101-196), an sich ist nicht zu monieren. Doch ist es angebracht, nicht nur den Blickwinkel des „postcolonial turn“ (Bachmann-Medick a.a.O. 184-237) mit entsprechend impliziter Kritik auch gegenüber römischer Literatur einzunehmen, sondern die These von der Inkorrektheit der Behauptung seitens der antiken Autoren jeweils zu falsifizieren. Der umgekehrte Fall, die Verifikation der These der Untauglichkeit, die, sofern Rez. recht sieht, praktiziert wird, ist demgegenüber methodisch weniger zuträglich. Zu berücksichtigen ist jedenfalls, dass in der antiken Auseinandersetzung mit dem Fremden nicht nur Vorurteile und absichtsvoll klischeebeladene Feindbilder transportiert werden sollten (und worden sind), die ihrerseits bewusst oder unbewusst ein bestimmtes Barbarenbild in der Öffentlichkeit zeichnen sollten, sondern dass gerade auch bei ethnographischen Werken, bzw. Exkursen der weite und vielschichtige Komplex der Anwendung antiker, d. h. zeitgenössischer Definitionslehre zu berücksichtigen ist. Als relativ zeitnahe, europäische frühmittelalterliche Quelle, die obgleich vor allem sachlich kompilatorisch, d. h. in bewusster Traditionsanbindung, und sprachanalytisch angelegt, was daher im Spannungsfeld zwischen der kulturellen Aktualität für die Nutzer der beschriebenen einzelnen Realien (z. B. S. 94) und ihrer gelehrten Rezeption bei Isidor und seinen Lesern quellenkritisch zu berücksichtigen ist, hatte der spanische Bischof in *etym.* XIX 23, 1 kulturtheoretisch knapp pointierend immerhin behauptet: *Quibusdam autem nationibus sua cuique propria vestis est, ut Parthis sarabarae, Gallis linnae, Germanis renones, Hispanis stringes, Sardis mastruca;* bzw. als empirisch behauptete Allgemeinaussage [XIX 23, 6]: *Dinoscuntur et gentes ita habitu sicut et lingua discordes.*

Der Rezensent ist sich nicht sicher, ob der polyvalente Ansatz einer Definition von „Identität“, die als Begriff und Entität auch der Arbeit des Autors zugrunde liegt, als Kategorie einer wissenschaftlichen Analyse letztlich nicht zu ungenau ist. Doch ist die relativierende Auflösung von Strukturen und Dichotomien als verwendete Untersuchungskategorie ihrerseits mit der implizierten Möglichkeit einer dynamischen situationsbedingten Rollenzuweisung durch Gesellschaft und Individuum nicht insofern zu spezifizieren, als hier die systemdestabilisierenden Faktoren einer Migrationsperiode gerade zu einer bewussten, statisch angelegten Identitätsbildung hinführten, die unter Zuhilfenahme eines „kulturellen Gedächtnisses“ mit gewolltem Vergangenheitsbezug entstand. Als eine solche Form von Vergewisserung kann ja auch Isidors „etymologisches Unternehmen“ im frühen 7. Jh. verstanden werden. Vor dem Hintergrund dieses wissenschaftlichen „Paradigmas“, dessen Existenz und Ausgestaltung seinerseits jedoch als zeitbedingt aufgefasst werden kann, können Fragen der trachtgeschichtlichen Traditionen innerhalb und außerhalb des Römischen Reiches bewertet werden. Der Rezensent hält wie v. Rummel und die „ethnischen Traditionalisten“ die Dichotomie zwischen dem „Eigenen“ und dem „Anderen“ durchaus für eine logische Universalie. Damit bleibt aber, wie der Autor immer wieder betont, der trachthabituelle Ursprung des Synonympaars *habitus barbarus-habitus militaris* eben im Fremden, d. h. hier vor allem „ostgermanischen“ Milieu, verhaftet, das als Definierendes wesentlich bleibt. Es ist nach Meinung des Rezensenten richtig, an dieser Stelle die Frage nach Aktivität und Passivität in der Herausbildung von (militäraristokratischen) Eliten in regionaler Differenzierung einschließlich unterschiedlicher politischer Macht und Selbstbewusstseins, unter Rückgriff aus Georg Kossacks Prunkgräbermodell zu erörtern (S. 382-383). Denn in einem Kerngebiet der Analyse des Autors, im vandalischen Nordafrika, spielen entsprechend qualifizierte Trachtbestandteile in der Debatte um Ethnizität eine wichtige Rolle (vgl. auch J. Kleemann, *Quelques réflexions sur l'interprétation ethnique des sépultures habillées considérées comme Vandales. Antiquité tardive* 10, 2002, 123-129). Gerade das weite räumliche Ausgreifen des Autors macht deutlich, dass man das „vandalische“ Nordafrika anders zu bewerten hat, als etwa „gotische“ Phänomene; dies auch vor dem Hintergrund adaptiver und akkulturativer Prozesse, die gerade im ersten Fall, wie v. Rummel herausstellt, eine besondere Rolle spielen (S. 385), ohne dass man hier jedoch der entscheidenden Frage nach der Ethnizität der „Romanitas“ ausweichen kann.

Jochen Haas, Mainz